

Rom!

Autor(en): **Beran, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572584>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

neten Großstadt etliche Tage verweilen mußte und von einer Aufführung las, die auf der in der Geschichte des Schauspiels viel genannten Bühne bevorstand. Einige Verse des Dichters waren mitgeteilt, fremd und tief, von einer eigenen Melodie getragen, und sie lockten mich, daß ich mir für den Abend einen Platz sicherte. Von einer Stimme, die mein Herz umschmeichelte, vernahm ich das Süßeste, was eine zutode getroffene arme Seele dieser Erde noch gestehen kann. Und mir war, Tage steigen da vor mir auf, liebe und leide, die ich selber gelebt und gelitten.

Die Schauspielerin, die das Werk so zu deuten verstand, war Lotte.

Ihr Gesicht schien strenger, der Mund herber. Die süße Gewalt unvergänglicher Verse hatte ihr unstetes Herz in eine holde Knechtschaft geschlagen, daß es sich an jenem Abend innig und ergreifend offenbaren mußte. Ich höre sie noch, wie sie von einem Bienlein sprach, das davongeflogen sei, als sie es mit dieser ihrer Hand aus dem Wiesenbach gefischt und an die Sonne gehalten. Und Honig war's und ging davon ...

Das ist meine letzte Erinnerung an jenes Mädchen, das ich nur als eine Ge-

stalt aus vergangener Zeit zu lieben vermocht hatte und dem dann diese Tote in den Weg getreten war. Die Toten, so dünkt mich, sind eifersüchtig auf solch einen Besitz: auf ein Gefühl, das ihnen noch vom Gestade des Lebens her gespendet wird. Und sie rächen es, wenn eines, das noch im Lichte wandelt, anders zu sein vorgibt und wie sie tut und sich gebärdet wie Verstorbenes, um geliebt zu werden wie das. Und es ist wohl das Leiden des Schauspielers und sein Verhängnis, einhergehen, nach einem Bilde suchen zu müssen, das geliebt wird, und diesem schönen Schatten für eine kurze Stunde aufs neue Fülle und Gestalt zu geben, Scheingestalt nur, dahin vor der Frühe, und dafür diese Liebe an sich reißen zu wollen, eine Liebe, die doch nur die Toten wirklich besitzen und immer besitzen werden, wann der Mummenschanz des kurzen Festes vorüber.

Wir aber, die wir leben, uns tut es not, um unseres eigenen Besitzes willen geliebt zu werden. Ihn nur können wir hinübernehmen, und nur er vermag aus der Ferne her zu leuchten und irgendwo Sehnsucht zu wecken, daß sie zum Opfer die kristallene Schale fülle. (Fortsetzung folgt).

Rom!

Nachdruck verboten.

Skizze von Felix Beran, Zürich*).

Die Ankunft ist schon das erste Mal wie ein Wiedersehen. Man ist am Ziel; denn dieser Stadt galt manches unbewußte Sehnen. Das Rom, das ist, eint sich dem Rom, das war. Die beiden sind ineinandergefügt. Hat man erst die Kunst gelernt, um die weißgoldene Aufdringlichkeit des neuen Nationaldenkmals herumzusehen, dann darf man überall mit glücklichen Augen schauen. Diese Stadt ist keine Versammlung von Sehenswürdigkeiten, sie ist ein befreiendes Erleben für den, der Seelisches durch der Augen Lust zu saugen vermag.

Ein Rest von Unfreiheit treibt manchen in die vorgeschriebenen Katafomben. Ein Gefängnis für arme Leichen, zu ewigem Leichentum verdammt. Eine teuflische Kunst verwehrt ihnen Verbrennung wie Verwesung. Sie dürfen nicht vergehen, sie dürfen nicht neu werden, sie müssen

Leichen bleiben. Man entflieht dem Schauderort und läßt vielleicht in rettender Eile das unfreie Ichstück im engen Totenwandschrank versargt zurück.

In sonniger Sonne lustschreitet sich's durch die Via Appia. Wie weit der Blick in die Landschaft, wie lieblich naht der lustige Abend! Die alten Weggenossen stehen in ungeengter Menge und grüßen und künden von Roms Ewigkeit. Eine Gedenkstraße von kosmischer Perspektive. Was kümmern die Namen! Es spricht der Schönheit gekonnte Form, und es spricht zum ahnenden Jetztkind der herrlich große Ichbegriff von damals.

Wessen Hand zu Füßen der Spanischen Treppe in Rosenkörben gewühlt hat — mit bewußter Lust der wachen Sinne — dem

*) Aus der Sammlung „Vom Lieben Ich“, vgl. „Die Schweiz“ XIX 1915, 635 f. („Mein Christus“); XX 1916, 603 ff. („In Gefahr“). 686 f. („Spazierengehen“); XXI 1917, 39 ff. („Meine Büste“).

wurde schon ein Kuß von der geliebten Stadt. Und wer in den Thermen zwischen Statuen und Goldgeprägten ging, nicht als homo studens, sondern lustschreitend, wie Schwäne durch den Parkteich ziehen, mit holdem Abblick auf die überblühten Trümmerherrlichkeiten unten im sonnlichten Hof, der hat von jenem Glückseligsein gekostet, das nur Rom zu schenken weiß.

In schimmernder Müdigkeit stellt man sich auf die Straße, wird von einem der offenen Wagen aufgeschaufelt und sitzt unversehens im Castello romano vor alten Krügen mit gelbem Wein. Die eine verwittrte Büste ist irgendwie mitgekommen, sie trägt einen Kellnerfrack und sagt vielverheißend: „Mi lascia fare!“

Man kann von Rom da= und dorthin fahren, an berühmte Orte, die ihre großen Versprechungen alle halten. Das Schönste

ist immer, nach Rom zurück zu dürfen und wieder da zu sein.

In einer Regennacht stiegen wir im Colosseum herum und ließen uns vom Nachtschichtführer die ihm gewohnten Mondscheinbehauptungen gefallen. Wir waren die einzigen im ewigen Rundbau, und unsere Laune war weit und dachfrei wie das Haus.

Wenn man in Sanct Peters Haus ein- geht, strahlt aus dem Hintergrund durch das Fenster ob dem Altar aller Gestirne ge- einigtes Licht. Vor dem Eingang aber traben gewaltige Säulen im Kling und Klang des Tages.

Drüben die Engelburg eine Vision. Bauten von einst stehen am Wege.

Überall ist grünender blühender Mai. Überall gibt es Säulenstumpfe, die in die Gegenwart staunen. Uralte Torbogen wollen immer noch Gestalten bergen und Liebesseufzer hören . . . Rom!

Erinnerungen an Tolstoi.

Von Wassilij Morosow (1850—1914).

V.

Nachdruck verboten.

Einst ersann Lew Nikolajewitsch eine neue Absonderlichkeit. Er fragte mich, ob ich mit ihm auf die Wanderschaft gehen wolle, nach Sérgij-Tróizka, Gott zu lobpreisen. Ich war vor Freude außer mir und willigte ein. Nur eines machte mir Sorge: ob mein Vater mir Urlaub geben würde. Nachdem ich vom Vater Urlaub erhalten hatte, erschien ich vor Lew Nikolajewitsch als ein echter Wandersmann, mit einem Bündel auf den Schultern, das in Wachsstück eingenäht war, damit bei einem etwaigen Unwetter der Reise- imbiß nicht durchnäßt würde. Lew Nikolajewitsch hatte schon früher seine Reise- vorbereitungen getroffen; er hatte auch ein Bündel, das mit Zwieback angefüllt war, trug an den Füßen Pasteln oder Christusshuhe, wie wir sie nennen⁸⁾, ferner trug er ein Bauernhemd, wie wir sie trugen, und so traten wir die Wallfahrt zum heiligen Märtyrer an. Ich tummelte mich und schritt flink aus, da ich Lew Nikolajewitsch überholen und ihm so meine Ausdauer zeigen wollte; aber Lew Niko-

lajewitsch dämpfte meinen Eifer, indem er sagte: „Eile mit Weile, Morosow! Im Lauffschritt geht es nicht. Wir werden bald keinen Fuß mehr rühren können. Laß uns doch gemächlich und langsam gehen. Fürs erste wollen wir bloß zehn Werst zurücklegen, dann übernachten wir, am nächsten Tag geben wir etwas zu, den dritten Tag noch mehr, und so werden wir ins rechte Tempo geraten und uns gleichmäßig vorwärtsbewegen.“

Wir gelangten an die Kossája Gorá⁹⁾. Der Berg war wohl eine Werst lang, man hatte ihn scheinbar in die Länge gezogen. Auf dem Berge stand ein Wirtshaus, und daselbst ragte auch ein Meilenzeiger in die Höhe, der noch sechs Werst bis Tula anzeigte. Die Sonne war im Sinken.

„Wir können Tula nicht mehr erreichen, unsere Füße halten's nicht aus,“ sagte Lew Nikolajewitsch. „Laß uns, Morosow, hier um ein Nachtlager bitten!“ Und er bedeutete mir, ihn nicht anders als „Dnfel Ljewin“ zu nennen. Wir näherten uns dem Vorhaus. Der Wirt

⁸⁾ Weil sie kreuzweise geflochten und gebunden sind.
b. Wf.

⁹⁾ „Kossája Gorá“ („abshüßiger Berg“) ist etwa 10 Werst von Sahnaja Poljana entfernt. Ann. d. russ. Hg.